

Zusammenhang nur durch die Erwähnung der „didaktische[n] Zwecke“ (S. 377) der Dichtung herstellen. Auch Lina Užuķauskaitis' Beitrag zur äsopischen Sprache der Sowjetzeit, der im Übrigen nichts Neues zum vielfach behandelten Thema des Schreibens unter Zensurbedingungen erbringt, schlägt mit seiner Fragestellung, ob die äsopische Sprache nicht ein „Bildungsauftrag der Schreibenden“ sei, nur mit Mühe einen Bogen zur Fragestellung. Benedikts Kalnačs behandelt zwei lettische Autoren (Augusts Deglavs und Jānis Poruks), in deren Werken Bildung und das Motiv der Bildungsreise eine prominente Rolle einnehmen. Neue Aspekte zum Werk von Jaan Kross bietet der Beitrag von Dieter Neidlinger und Silke Pasewalck, in dem das Bildungsthema in diversen Werken des estnischen Autors herausgearbeitet und bewertet wird. Hier erweist sich die Heranziehung des von Hannah Arendt am Beispiel Rahel Varnhagens eingeführten Begriffspaares „Parvenü und Paria“ (S. 439 f.) als durchaus erhellend.

Ein Anhang mit dem kompletten Tagungsprogramm, einer Gesprächsrunde, dem offiziellen Tagungsbericht, Kurzbiografien und Personen- sowie Ortsregister rundet den insgesamt gelungenen Sammelband ab. Einzig die mechanisch-konsequente Anführung anderssprachiger Ortsnamen in Klammern bei der Erstnennung in jedem Artikel wirkt fehl am Platze: Wozu gibt es dann die im Ortsregister integrierte Konkordanz, wo man doch nötigenfalls den anderen Ortsnamen fände?

Es ist nicht nur Platzverschwendung und stört den Lesefluss, sondern führt auch zu grotesken Stilblüten, wenn von den „Aufklärern in Riga (Rīga)“ (S. 63) gesprochen wird oder Herder sich 1764 „von Königsberg (Kaliningrad)“ löst (S. 67). Gerade im Falle der ehemaligen Hauptstadt Ostpreußens ist es schlicht unsinnig, da es hier 1946 eine Umbenennung gegeben hat und weder Jakob Lenz sein Studium in „Königsberg (Kaliningrad)“ (S. 283) begonnen haben kann noch im 18. Jh. Texte aus „Königsberg (Kaliningrad)“ (S. 357) stammen können. Abgesehen davon, dass man sich unter den potenziellen Leserinnen und Lesern des Buches kaum eine Person vorstellen kann, die nicht weiß, dass das heutige Kaliningrad einst anders hieß: Könnte man einer Leserschaft nicht die Mündigkeit unterstellen, sich notfalls selbst um die korrekte oder bevorzugte Namensgebung zu kümmern? Die Infantilisierung der Benutzerinnen und Benutzer führt dann eben auch dazu, dass im Ortsregister erklärt wird, dass Kunda auf Estnisch Kunda heißt (S. 496). Man kann es mit der politischen Korrektheit auch übertreiben.

Assen

Cornelius Hasselblatt

Omer Bartov: *Tales from the Borderlands*. Making and Unmaking the Galician Past. Yale University Press. New Haven – London 2022. XII, 376 S., Ill., Kt. ISBN 978-0-300-25996-4. (\$ 30,—.)

Omer Bartov, Professor für Europäische Geschichte und Deutsche Studien an der Brown University, widmet sich in seinem neuen Buch ein weiteres Mal,¹ wie er schreibt, der Geschichte „of making and unmaking the past of a place that no longer exists“ (S. 9). Dieser Ort bzw. diese Orte liegen in dem Teil Osteuropas, den einer seiner Kollegen durchaus nicht unwidersprochen als „Bloodlands“ bezeichnet hat.² Dort wurden (und werden gegenwärtig wieder!) die menschliche Vorstellungskraft übersteigende Verbrechen begangen. Anders als der Untertitel seines neuen Buches suggeriert, hat B. nicht nur das Kronland Galizien in der habsburgischen Zeit im Blick, sondern einen weitaus längeren Zeitraum: Er beginnt seine Erzählung mit den an den jüdischen Bewohnern der Region begangenen Pogromen während des Chmel'nyč'kyj-Aufstandes in der Mitte des 17. Jh., welcher weder der erste noch der letzte Massenmord an dieser Bevölkerung in der Region

¹ Vgl. zuletzt OMER BARTOV: *Erased. Vanishing Traces of Jewish Galicia in Present-Day Ukraine*, Princeton 2007; OMER BARTOV: *Anatomy of a Genocide. The Life and Death of a Town Called Buczacz*, New York 2018.

² TIMOTHY SNYDER: *Bloodlands. Europe between Hitler And Stalin*, New York 2010.

sein sollte. Der Autor spannt einen weit über das eigentliche Galizien hinausgehenden Bogen, nach Norden nach Vilnius, Berlin und St. Petersburg etwa, und auch nach Süden bis an das Schwarze Meer. Im Zentrum steht aber die heute zur Ukraine gehörende Stadt Buczac, die vor Kriegsbeginn 2022 gut 12 000 Einwohner zählte und vor dem Zweiten Weltkrieg, wie viele andere Gebiete der Region, einen hohen jüdischen Bevölkerungsanteil besessen hatte.

Zwar wendet sich B. im vorliegenden Werk erneut der Auslöschung des osteuropäischen Judentums zu – insbesondere am Beispiel von Buczac. Doch im Vergleich zu seinen bisherigen Forschungen ist die Perspektive eine modifizierte, eine persönlichere, ohne die des professionellen Historikers ganz hinter sich zu lassen. Er sieht sein Buch als Beitrag zu einer *first-person narration* bzw. *history*; eine Richtung in den historischen Erzählungen, welche die Vergangenheit mittels einer mikrohistorischen Perspektive betrachten will. Diese Rekonstruktion (oder doch eher Konstruktion?) der Vergangenheit liest sich über weite Strecken sehr gut, manchmal aber sehr wortreich. Lesend trifft man viele bekannte, überwiegend männliche Autoren, die zum literarischen Galizien-Mythos beigetragen haben. Dazu zählen u. a. Shai Agnon, der 1966 (gemeinsam mit Nelly Sachs) als bislang einziger auf Hebräisch Schreibender den Nobelpreis für Literatur erhalten hat, Karl Emil Franzos oder Ivan Franko. Dass dieser Galizien-Mythos höchst ambivalent ist, zeigt der Vf. eindrücklich u. a. am Beispiel der divergenten Einschreibungen Bohdan Chmel'nyč'kyjs und Stepan Banderas, die in der allerdings stark segmentierten ukrainischen Erinnerungskultur in einigen Diskursgruppen höchstes Ansehen genießen (Letzterer zumindest bei vielen Westukrainer:innen), in der jüdischen und der polnischen hingegen aber entschieden nicht. Die Erinnerungen an Pogrome oder die an Juden und Polen begangenen Verbrechen in Lemberg oder Wolhynien sind im kollektiven historischen Gedächtnis präsent und haben über sehr lange Zeit auch das Verhältnis zwischen Polen und Ukrainern belastet.

Die *first-person history* will Geschichte mittels der „Geschichten“ und den sehr persönlich gefärbten Erzählungen von Zeitzeugen rekonstruieren. B. hat sich diesen Ansatz zu eigen gemacht, im letzten Viertel seines Buches zudem sehr weitgehend: Er lässt seine Leserschaft an den persönlichen Erinnerungen seiner Mutter teilhaben, mit der er in den 1970er Jahren ausführliche Interviews führte, die er aufgezeichnet hat und die er umfangreich wörtlich wiedergibt. Einige private Fotografien zeigen das Leben der Familie des Autors im ostgalizischen Buczac zwischen orthodoxem Judentum, jüdischer Politisierung, Assimilierung und der Migration in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina in den 1930er Jahren. Die Mutter des Autors verbrachte ihr erstes Lebensjahrzehnt in dem damals zu Polen gehörenden Buczac als Tochter zionistischer Eltern. Ein Teil der Familie ist somit der Shoa entkommen, wenn man diese in erster Linie als die physische Vernichtung des europäischen Judentums begreift. Aber das würde zu kurz greifen, denn das viel beschworene Bild einer untergegangenen Welt, einer spezifischen Kultur lässt sich damit nur unvollständig fassen. Eine nachvollziehbare Melancholie gibt somit den Grundton dieser auch autobiografischen Narration, die eher persönlich als geschichtswissenschaftlich angelegt ist und gerade auf dieser Ebene emotional sehr stark bewegt.

Wien

Kerstin S. Jobst

Peter Collmer: Verwaltete Vielfalt. Die königlichen Tafelgüter in Polen-Litauen, 1697–1763. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 90.) Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2022. 378 S., Ill. ISBN 978-3-515-13123-0. (€ 72,–.)

Peter Collmer ist Privatdozent für Neuere und Osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich. Seine bisherigen Forschungen haben u. a. zu einer wichtigen Mono-